

„Du dödel di“

Ein paar Folgen „Loriot“ haben eine Familie ins sprachliche Aus katapultiert. Diana Dehner sucht nach Worten der Erklärung

Heute sind wir wieder eine unauffällige, in die Gesellschaft integrierte Familie: Wir können uns einigermaßen verständlich machen, ja wir führen bisweilen sogar Gespräche. Dass es eine Zeit gab, in der zwischen uns und der Welt da draußen ein tiefer Kommunikations-Graben klaffte, merkt man uns kaum noch an. Rückfälle drohen nur zwischen den Jahren, und da sind wir zum Glück unter uns: „Letztes Jahr war mehr Lametra“, sagt einer unbedacht – und schon läuft das Programm. „Dieses Jahr bleibt der Baum grün und umweltfreundlich“, schallt es mütterlicherseits; „mit frischen, natürlichen Äpfeln“, ergänzen die Schwestern unisono. „Und wann krieg ich mein Geschenk?“, quengelt darauf der Haushaltsvorstand, was er wirklich, wirklich nie täte, wäre nicht soeben das schlummernde Familie-Hoppenstedt-Virus aktiv geworden.

Befallen wurden wir Anfang der 80er Jahre vor dem Fernseher, nichts ahnend Loriot-Skette guckend. Während Loriot und Evelyn Hamann stoischen Blicks auf dem Biedermeier-Sofa saßen, ließen wir uns gehen: Haltlos gackernd hingen wir über der Sitzgruppe. In einer solchen Verfassung ist der Mensch praktisch völlig wehrlos. Da darf man sich nicht wundern, dass das Hoppenstedt-Virus uns quasi im Handstreich nehmen konnte. Die Hoppenstedts, eben noch harmlose Fernsehfamilie, zogen unbemerkt bei uns ein und machten es sich so richtig gemütlich.

Es fing harmlos an, verdächtig harmlos. Dies und das Zitat in geselliger Runde, nichts Auffälliges, mal ein „Di dudel dö, du dödel di“ aus der Jodelschule rezitiert,

mal mit einem herzhaften „Abgezapft und original verkorkt von – Pahlgruber und Söhne“ die Weinflasche geöffnet.

Doch in unserem Kleinfamilienkosmos bekam die kleine Marotte eine enorme Eigendynamik: Bald nahmen die Hoppenstedts ganze Dialoge lang von uns Besitz.

Parallel dazu versäumten wir immer öfter, unsere Zuhörer über die Herkunft der wunderlichen Wortwechsel aufzuklären.

Heute wage ich mir kaum auszudenken, welchen Eindruck wir hinterließen. Etwa, als mein damals längst erwachsener Bruder im Restaurant unumwunden „Zickezacke, Hühnerkacke“ sagte und sich danach die Augen zuhielt und die Zunge herausstreckte. Wir sahen ja nur Dicki Hoppenstedt vor uns, während die Umwelt... wie gesagt, man mag sich das nicht wirklich vorstellen.

Der völligen gesellschaftlichen Isolation entgingen wir schließlich nur dank einiger gleichgesinnter Hoppenstedt-Adepten: Mehrere Abende verbrachten wir gemeinsam mit exzessivem Zitate-Austausch. Der so erreichte Übersättigungs-

grad erwies sich als überaus heilsam. Man könnte sagen, wir trieben den Teufel mit Beelzebub aus, oder besser (nur ein einziges Mal noch): den Kosakenzipfel mit dem Einhand-Saugblaser Heinzelmann.

Heute, da wir sprachlich nahezu resozialisiert sind, sehe ich diese Episode übrigens sehr gelassen. Mit den Hoppenstedts sind wir nämlich noch gut davongekommen. Wenn man bedenkt, dass uns damals auch „Diese Drombuschs“ hätten heimsuchen können mit ihren schweren Schicksalssätzen, die klangen, als habe Aischylos in Hessen das Abitur nachgeholt: „Helfen Sie einfach, wenn Sie helfen wollen. Und wer wirklich helfen will, dem fällt auch ein, wie.“ Dann doch lieber: „Du dödel di.“

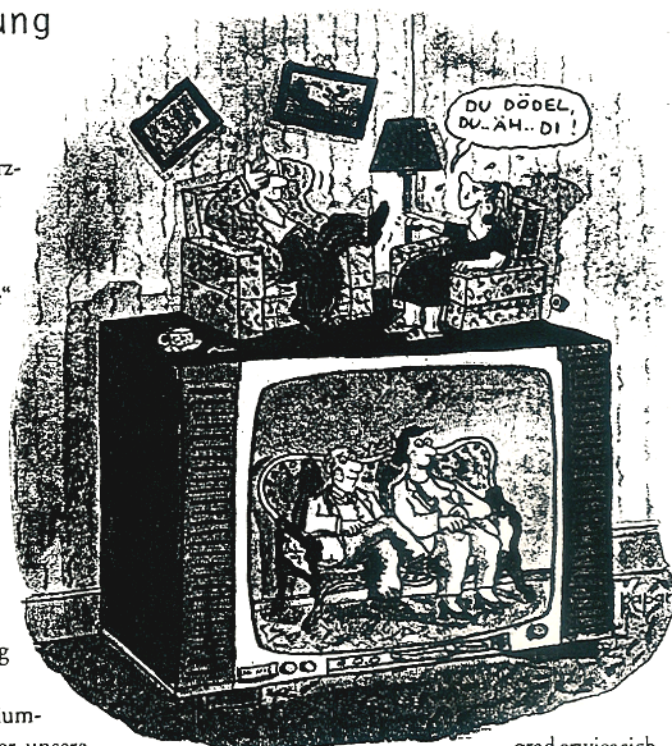


Illustration: Papan

DIANA DEHNER, 35, ist freie Autorin und lebt in Hamburg.